

Petra Giebert

Das Mädchen hinterm Regenbogen

Eine autobiografische Geschichte

Petra Giebert

*Das Mädchen
hinterm
Regenbogen*

Eine autobiografische Geschichte

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag
Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 1. Auflage 2010

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte bei der Autorin: Petra Giebert

Satz: Heimdall DTP-Service, ntp-service@onlinehome.de

Coverbild: © Christel Bruns, Wilhelmshaven

ISBN: 978-3-939935-36-0

Inhalt

Vorwort	7
Wer bin ich?	11
Warum?	33
Ein warmes Bettchen	45
Abschied	49
Überall!	57
Das Leben danach	61
Stärke zeigen	73
Philosophie des Lebens	91
Was ist Trauer?	103
Die Partnerschaft	107
Mein Rat:	111
Dieser Weg ist mein Weg	123
Deduktio – Das letzte Kapitel	145
Danke	157

Vorwort

Schon immer hatte ich den Wunsch, eines Tages ein Buch zu schreiben, doch ich wusste nie, was ich schreiben sollte. Für eine Autobiografie fühlte ich mich zu jung. Außerdem mag man eigentlich gar nicht über sein eigenes Leben schreiben. So intime Dinge gibt man nicht gerne preis.

Es war letztendlich ein großer Schicksalsschlag, der mir und meiner Familie widerfahren ist. Nach Jahren der Trauer glaubte ich, dass ich jetzt in der Lage sei, mein Leben aufzuschreiben.

Dabei geht es hier nicht um mich, obwohl ich mich schon einbringen muss. Es geht um meine Tochter, die ich eines Tages verlor. Das kann nur derjenige nachvollziehen, der Ähnliches erfahren hat. Weswegen ich mich bereit erklären konnte, dieses Buch zu schreiben, hat mehrere Gründe. Als erstes ist es für mich wichtig, mein Schicksal zu verarbeiten. Doch gab und gibt es auch andere Gründe. Wie man sich sicher vorstellen kann, habe ich alle Bücher, die mir unter die Finger kamen und die von den Verlusten eines geliebten Menschen geschrieben wurden, gekauft.

Mir fehlte etwas beim Lesen, doch ich konnte lange nicht sagen, was mir daran fehlte.

Es war so, dass keines der Bücher mich tröstete oder als Ratgeber fungierte. Ich hätte gerne etwas mehr über den Umgang des Verlustes gewusst.

Es soll nicht so klingen, als mache ich diesen Autoren einen Vorwurf. Nein, ganz im Gegenteil. Ich spreche nur für mich!

Mir hat es nichts gegeben, was daran liegen mag, dass ich eventuell anders trauerte!

Trauer ist nur ein Wort! Aber in diesem einen Wort sind so viele verschiedene Facetten vorhanden, die man erst begreift, wenn man auch das Schicksal anderer Menschen erfährt.

Manchmal denke ich, dass ich viel zu intensiv getrauert habe, denn es gibt auf der Welt so viel Kummer und Leid, dass ich mich fast schäme, meinen Verlust so vor mich hergetragen zu haben.

Doch dann sage ich mir, dass ich immer noch nicht die richtige Person bin, um am Schicksal anderer Menschen teilzuhaben. Es heißt nicht, dass mir andere Menschen gleichgültig sind. Oh nein: Es ist nur so, dass ich erst mit mir ins Reine kommen musste und das dauerte seine Zeit.

Mir ist klar, dass man mich nur zum Teil verstehen wird. Man wird verstehen, dass mir Schlimmes geschehen ist und das tut jedem leid. Doch was ich in all den Jahren gefühlt, gelitten und durchgemacht habe, das kann niemand ermessen.

Nicht mal ein Psychologe kann das, auch wenn er in seiner Professionalität glaubt, es zu können. Er ist gut zur dir und das ist notwendig. Er versucht mit seinen Methoden, dich wieder in eine angemessene Normalität zu führen, was er nicht kann: Er kann dir deinen Verlust nicht ersetzen und er kann dir dein Kind nicht wieder zurückgeben. Also musste ich, wie schon immer, alleine damit fertig werden.

Ich habe mir gedacht, dass ich mein kleines Buch derart gestalten müsste, dass es anderen Familien, die es lesen, etwas mehr gibt als die Bücher, die von diesen Verlusten erzählen. Dazu gehört mein eigenes Empfinden!

Wie schnell geschieht es, dass man in seiner Verletzbarkeit nicht mehr spürt, was um einen herum geschieht.

Ich bin eine Frau, die trotz ihrer Trauer, trotz ihres Verlustes versucht, zu informieren und auch zu helfen. Mehr Anspruch habe ich nicht. Meine Demut vor allen Menschen, die Ähnliches erfahren

haben oder erfahren werden, verbietet es mir, alles besser zu wissen. Es ist nur die Erfahrung, die mich veranlasst, dieses Buch zu schreiben. Es ist nicht nur ein Buch der Trauerbewältigung – es ist Autobiografie *und* Ratgeber. Deshalb habe ich mich auch um die Liebe, das Glück und die Verhaltensweisen der Trauernden gekümmert.

Es war notwendig, weil ich anders schreiben wollte!

Haben Sie Mut, mein Buch zu lesen.

DANKE!

Wer bin ich?

(Die Kindheit)

Nun sitze ich hier in der Küche an meinem großen Holztisch. Neben mir eine Tasse Kaffee und vor mir einige weiße Blätter Papier.

Ich versuche, die ersten Zeilen aufzuschreiben, die mir gerade so in den Sinn kommen.

Es ist eine Freude in mir, denn ich habe mich entschlossen, ein Buch zu schreiben. Ich finde es gemütlich an diesem Tisch, doch ich bin ein wenig aufgeregt. Einerseits geht mein Wunsch in Erfüllung und andererseits weiß ich nicht, was ich aufs Papier bringen soll.

Wer bin ich eigentlich, dass ich es wage, ein Buch zu schreiben? Ich bin weder berühmt noch bin ich eine gefragte Frau, die hier regional bekannt ist. Ich bin einfach nur ich, nicht mehr und nicht weniger.

Doch dann denke ich, dass es einen besonderen Anlass gibt, warum ich dieses Buch schreiben werde. Im Prinzip weiß ich ja, worüber ich schreiben will und es wird ja auch kein Fantasieroman werden.

Es wird die Wahrheit sein. Trotzdem weiß ich nicht, wo ich beginnen soll. Ich habe mir sagen lassen, dass es mehrere Möglichkeiten gäbe, seine Geschichte aufzuschreiben. Man kann mit dem besonderen Ereignis beginnen, um dann in die Phase der Verarbeitung und die des Ratgebers zu gehen.

Aber man kann auch die Geschichte ans Ende setzen. Ich werde es ganz anders handhaben, denn ich werde aus meinem bisherigen Leben erzählen, um mir mit *dem* Geschehen ein wenig Zeit zu lassen.

»Mein Gott!«, denke ich. »Was hatte ich für ein Leben!«
Es war bislang kein Leben, was als normal bezeichnet werden kann.

Die Kindheit war unspektakulär, nicht besonders rosig aber auch nicht schlecht. Vielen Kindern ist es so ergangen. Als Kind sieht man es jedoch anders weil man glaubt, dass andere es immer besser haben als man selbst. Wahrscheinlich geht es allen Kindern so. Trotzdem war ich viel zu oft unzufrieden und wurde mit Dingen konfrontiert, die vielen Kindern meines Alters erspart blieben. Deshalb versuche ich heute, meine Kinder vor solchen Dingen zu schützen. Doch Kinder sind nicht nur das Ergebnis ihrer Eltern. Oft formt der Umgang diese Kinder, auch wenn man sie bis zu einem gewissen Grad lenken kann.

Wenn aber unvorhergesehene Ereignisse eintreffen, dann ist man machtlos! Schützen um jeden Preis geht nicht. Alles was in meiner Macht steht, will ich für meine Kinder tun. Manches gelingt, manches nicht. So sehe ich auch meine Kindheit im Rückblick, denn ich weiß, dass meine Mutter heute vieles anders machen würde. Sie hat eben jetzt den Status der Weisheit!

Meine Kindheit verbrachte ich mit zwei Brüdern und einer Schwester in der Nähe von Hannover. Meinen Vater kannte ich kaum. Die Umstände waren so, dass ich es nicht ändern konnte. Als ich vierzehn war, zog ich mit meiner Mutter nach Oldenburg. Man hat mich nicht gefragt, ob ich mitziehen wollte. Das ist Sache der Eltern. Aber ich musste meine vielen Freunde verlassen, was damals für mich einer Katastrophe gleichkam. Noch schlimmer war der Schulwechsel. Neue Gesichter, neue Freundschaften bilden, das schien für mich unmöglich. Ich wollte nicht und hatte große Sehnsucht nach meinem alten Zuhause.

Es ist ja auch nicht böse gemeint, wenn Eltern umziehen müssen oder wollen. An das Herzeleid der Kinder denkt in diesem Augenblick niemand. Letztendlich habe ich es später auch getan. Kurz vorher lernte ich meinen Vater erneut kennen. Ich hatte endlich

einen Vater! Leider verstarb er nach einem Jahr, viel zu jung, denn er war erst Anfang fünfzig.

So fühlte ich mich wieder allein gelassen. Wieder dieses Gefühl, dass ich ganz alleine auf dieser Welt bin. Ich war ja nicht ohne Familie aber ich empfand es damals so. Machte ich etwas falsch oder warum hatte ich immer wieder diese Angst in mir? Sollte ich nicht so sein wie andere Jugendliche auch? Irgendetwas war anders bei mir, weil ich glaubte, dass man ungerecht zu mir war.

In diesem Augenblick erfasst mich während des Schreibens ein anderes Kindheitsbild. Eigentlich wollte ich dieses Thema mit einigen Sätzen nur kurz streifen, doch wenn ich jetzt intensiver daran denke, beginnt es in mir zu rumoren. Es war ja alles anders als ich es hier versuche, zu erzählen.

An diesem 7. November 1970 wurde ich geboren. Als ich denken und laufen konnte und Mutter und Vater für mich sorgten, war auch ich ein Kind wie jedes andere. Dass mein Vater nicht mein leiblicher Vater war, blieb mir lange verborgen. Doch schon als Vorschulkind fiel mir auf, dass es bei uns anders zuging als bei den anderen Kindern daheim. Aber hatte ich zu klagen? Mein »Vater« beschenkte mich genau so wie andere Väter es bei ihren Kindern taten. Auch meine Mutter versuchte alles, damit ich nirgendwo ein Nachsehen hatte. Doch schon bald wusste ich, was bei uns anders war. Niemand nahm mich in die Arme, niemand tröstete mich, wenn ich traurig war. Ich begann die nicht vorhandenen Zärtlichkeiten zu vermissen und stellte mir vor, wie es wohl wäre, wenn Mutter und Vater mich körperlich lieb haben würden.

Als ich mit sieben Jahren eingeschult wurde, bekam ich eine sehr nette Lehrerin. Ich war gleich auf sie fixiert. Noch heute denke ich an sie und hätte mir so eine nette Lehrerin für meine Kinder gewünscht.

Doch meine Mutter hatte immer weniger Zeit für mich, was sich auch in der Grundschule bemerkbar machte. Ich musste die vierte

Klasse wiederholen und just in dieser Zeit zogen wir innerhalb von Burgdorf um. Wieder begannen so Abschnitte, an die ich mich nicht gerne erinnere. Neue Schule, neue Freunde suchen, neue Gesichter und eine neue Lehrerin.

Da ich nie für mich den Anspruch hatte, mehr zu wollen, blieb ich ein bescheidenes Kind und nahm alles, wie es kam. Es dauerte auch nicht lange und ich hatte mich auch hier integriert.

Eines Tages ging ich mit meiner großen Schwester in einen Imbiss. Neben uns setzte sich ein Mann, der mich die ganze Zeit nicht aus den Augen ließ. Ich war vorsichtig, hatte aber das Gefühl, dass es unnötig war, sonst hätte meine Schwester mich gewarnt. Schließlich fragte mich dieser Mann, ob ich ihn kennen würde. Ich verneinte diese Frage und sah ihn immer wieder an. »Ich bin dein Vater!« Ich konnte es nicht glauben, doch meine Schwester bestätigte es mir.

Ich fühlte mich sehr schlecht in diesem Moment. Auf dem Nachhauseweg dachte ich immer wieder: »Warum hat man mir nie etwas gesagt? Warum haben sie mich alle in dem Glauben gelassen, dass der Mann mein Vater ist, der bei uns im Hause lebt?« Da wir ein paar belanglose Sätze miteinander geredet hatten, wusste ich nicht, wie es weiterging. Sah ich meinen leiblichen Vater wieder? Ich musste mit meiner Mutter reden und das tat ich auf der Stelle.

Sie war erschrocken, doch selbst ihr wurde klar, dass es irgendwann ans Tageslicht kommen musste. Sie erzählte ein wenig und so erfuhr ich, dass dieser Mann, der nun mein Vater war, sich in seinem Leben nicht unbedingt mit Ruhm bekleckert hatte. Sofort machte ich für mich aus, dass es die Angelegenheit meiner Mutter wäre und ich nichts mehr davon hören wollte. Tatsache war, dass ich meinen leiblichen Vater wiedergefunden hatte, obwohl ich ihn nicht einmal vermisste, da er für mich nicht existierte.

Ich besuchte ihn regelmäßig, denn ich wollte mehr von ihm wissen. Bei keinem meiner Besuche sagte er etwas Schlechtes über meine Mutter, was ich nicht nachvollziehen konnte. Sie hatten sich

doch einst getrennt, weil sie sich nicht mehr verstanden, warum schimpfte er dann nicht auf meine Mutter?

Jetzt lernte ich auch die Schwestern meines Vaters kennen und hatte plötzlich mehrere Tanten.

Sofort fiel mir eine Begebenheit beim Schlachter ein, als ich für meine Mutter einkaufen musste.

Eine fremde Frau sprach mich an und schenkte mit zwanzig Mark. »Die sind für dich, kaufe dir etwas Nettes dafür und grüße deine Mutter!« Ich kannte diese Frau nicht und fragte sie, wer sie denn sei. Daraufhin sagte sie: »Ich bin deine Tante!«

Heute habe ich nur noch gelegentlich Kontakt zu meinen Tanten, doch wenn ich mal mit ihnen telefoniere, dann freuen sie sich über meinen Anruf.

In der Schule lief alles gut und auch die Noten konnten sich sehen lassen. Doch immer dann, wenn alles in Ordnung war, gab es wieder eine Wende in meinem Leben. Meine Mutter beschloss eines Tages, nach Oldenburg zu ziehen. Wie ich vorher schon beschrieben hatte, machte mir dieser Umzug in eine fremde Stadt arg zu schaffen. Ich wollte doch so gerne hierbleiben und bat meine Lehrerin, doch diesbezüglich mit meiner Mutter zu reden. Das tat sie und ich hatte einen Teilsieg errungen, denn ich durfte noch bis zum Ende des Schuljahres bleiben. So zog ich für die Zeit zu meiner Schwester.

Doch nach ein paar Monaten kam der Tag, wo ich meine Koffer packen musste. In diesem Augenblick wäre ich gerne volljährig gewesen, um selbst entscheiden zu können.

Auf der Fahrt nach Oldenburg redete ich kein einziges Wort mit meiner Mutter, denn ich war traurig und wütend zugleich.

Die neue Schule war für mich eine Katastrophe, denn ich war die Neue. Man hänselte und quälte mich und das nicht nur wegen meiner roten Haare. Selbst die Lehrerin schien mich nicht zu mö-

gen, was irgendwann auf Gegenseitigkeit beruhte. Ein einziges Mädchen kam auf mich zu und sie schien nett zu sein. Nach einigen Wochen fühlte ich ihr Wohlwollen. Wir befreundeten uns und endlich gab es jemanden, der mich verteidigte.

So langsam entdeckte ich einige Vorteile, die eine Stadt so mit sich bringt. Die vielen Geschäfte mit ihren Auslagen, die kurzen Wege in der Freizeit, um etwas unternehmen zu können, waren einige davon. Doch meine Heimat liebte ich nach wie vor und ich hatte immer noch das Bedürfnis, zurückzugehen.

Meine Mutter hatte in der Zwischenzeit schon wieder eine so genannte Freundin gefunden, zu der sie regelmäßig ging. Eines Abends war sie wieder fort und ich war alleine in unserer winzigen Wohnung. Gelangweilt saß ich vor dem Fernseher und ging dann doch rechtzeitig zu Bett. Mitten in der Nacht klingelt es an der Haustür. Über die Sprechanlage teilte man mir mit, dass meine Mutter im Krankenhaus läge. Mehr wusste ich nicht und stand wie versteinert im Zimmer. Gleich danach klingelte auch das Telefon. Eine fremde Männerstimme teilte mir mit, dass meine Mutter auf der Intensivstation läge. Ich war fremd in dieser Stadt und fragte, wo ich denn hinmüsste. Der Mann erklärte mir den Weg zum Krankenhaus und legte auf.

Was sollte ich nun machen? Wen sollte ich benachrichtigen? Mir fiel ein, dass meine Mutter, wenn sie fort ging, immer das Telefon abschloss. So war ich wieder einmal allein und wusste nicht, was mit meiner Mutter geschehen war. Ich weinte mich in den Schlaf.

Am anderen Morgen nahm ich mein Fahrrad und suchte die Klink auf, die ich nach einigem Suchen endlich fand. Ich ging zur Intensivstation und klingelte. Eine Schwester, der ich sagte, wer ich sei, ließ mich dann zu meiner Mutter. Man sagte mir, dass sie einen Unfall gehabt hätte und hier mit einem doppelten Arm- und Beinbruch eingeliefert worden wäre. Meine Mutter war bei Besinnung und da ich alleine war, gab sie mir den Auftrag meine Geschwister anzurufen, damit jemand mich in dieser Zeit versorgen konnte.

Ich aber vergesse nie wieder diesen Anblick, wie meine Mutter

an diesen vielen Schläuchen hing. So etwas hatte ich noch nie gesehen, so dass ich mit diesem Trauma zurückfuhr. Unterwegs fiel mir ein, dass ich ja gar nicht telefonieren konnte. Ich hatte keinen Pfennig Geld in der Tasche, wie sollte ich da mit jemandem aus der Familie ein Telefonat führen?

Ich ging kurz entschlossen in eine Kneipe und bat um ein Telefonat. Meine Geschwister machten sich sofort auf den Weg zu mir. Der Aufenthalt in der Klinik dauerte länger und es war nicht abzusehen, wann meine Mutter wieder bei mir sein konnte. Sie musste schließlich wieder neu das Laufen erlernen und alles brauchte seine Zeit. Weil es länger dauerte, suchte meine Schwester sich für diese Zeit eine Wohnung in meiner Nähe.

Jeden Tag fuhr ich zu meiner Mutter ins Krankenhaus. Ich konnte mich in der Schule kaum noch konzentrieren und das sah man später an meinen Noten.

Das Jahr 1986 begann und ich hatte inzwischen Kontakt zu einigen Jugendlichen. Ich schloss mich ihnen an und war nicht mehr so allein.

Nach Burgdorf hatte ich auch immer noch Kontakt, so dass ich gerne in den großen Ferien hingefahren wäre. Dort wollte ich auch zu meinem Vater gehen, den ich lange nicht gesehen hatte. Doch in dieser Zeit kam meine Mutter zurück und konnte sich nur mit den Gehilfen ein wenig fortbewegen. Das hieß für mich, dass ich nicht nach Burgdorf konnte und auch nicht zu meinem Vater.

Es sollte nicht sein, denn an einem Nachmittag im Juli klingelte das Telefon. Meine Mutter nahm den Hörer ab und ich sah, dass etwas geschehen sein musste. Plötzlich begann sie zu weinen. Das Telefonat war kurz aber ich wollte wissen, was geschehen war. »Dein Vater ist verstorben!«, sagte sie leise und begann sofort wieder zu weinen.

Wie so oft fühlte ich mich alleine. Ich hatte mich so auf die Zeit mit meinem Vater gefreut. Gefunden und doch wieder verloren. Es war ein harter Schlag für mich. Warum muss ein Mann, der

die Fünzig gerade überschritten hatte, einen plötzlichen Herztod sterben? Ich hatte noch so viele Fragen an ihn.

Auf einer Beerdigung war ich noch nie, doch es gibt immer ein erstes Mal.

Nein, vergessen konnte ich meinen Vater nicht. In dieser Zeit hörte ich auf, ein Kind zu sein. Ich stellte mir selbst einige Fragen und wusste bald, dass es keine normale Kindheit war, die ich hatte.

Auch wenn so mancher zu mir sagt, dass meine Kindheit gut gewesen sei und ich nie Schläge bekommen hätte, so vermisste ich immer wieder die Zärtlichkeiten meiner Mutter. Warum sie es nicht konnte, hatte sicher viele Gründe und ich glaube auch einige davon zu kennen, aber ich konnte nichts dafür und ich war ein Kind.

Die Mutter an den Pranger zu stellen, das würde mir nicht einfallen, denn sie ist und bleibt meine Mutter.

Jetzt hatte ich das Gefühl, erwachsen zu sein und es kam eine andere Zeit auf mich zu.

Ausbildung, Berufsschule und die ersten heimlichen Treffen. Wieder lernte ich ein Mädchen kennen, das mich in andere Kreise entführte. Dort lernte ich dann den Vater meines ersten Sohnes kennen. Wieder wurde mein Leben auf den Kopf gestellt und vieles war nicht gut.

Ich denke gerade daran, dass es mir heute gut geht und das habe ich mir alles selbst zu verdanken. Ein bisschen stolz bin ich schon, denn lange Zeit sah es nicht so aus, als würde ich mich von den unangenehmen Dingen erholen.

Warum ich so oft traurig war, konnte ich lange nicht benennen. Heute weiß ich, dass ich mir das Glück suchte, das es nicht gab. Permanentes Glück gibt es nicht auf Erden, nur glückliche Momente. Alles andere sind Illusionen und da sie unrealistisch sind, werden sie in Enttäuschungen enden. Der Schmerz, der mich fast ein gan-

zes Leben begleitete, hat viele Narben hinterlassen, doch wer mich kennt, wird kaum sagen, dass ich ein enttäuschter Mensch bin, dessen Seele immer wieder weint. Es braucht Erfahrung, sich den richtigen Weg zu bahnen, aber wer kann das schon mit siebzehn Jahren? So kam das, was kommen musste ...

In diesem Zusammenhang fällt mir etwas Lyrisches ein. Es ist das Zitat einer guten Bekannten und sie hat damit den »Nagel auf den Kopf getroffen«! Es heißt:

*Harz
Bäume, die verletzt werden,
bilden Harz an ihren Schnittstellen.
Damit versuchen sie, sich zu heilen.
Man hat ihnen wehgetan und die Wunden sitzen tief.
Menschen bilden kein Harz auf ihrer Haut,
wenn man sie verletzt hat.
Ich habe Wunden und Schmerzen wie die Bäume.
Doch meine Wunden sieht man nicht.
Sie sitzen ganz tief in meiner Seele und ich müsste schon
das Innere nach Außen kehren, um zu sehen,
ob auch meine Seele Harz gebildet hat.
(C. Bruns)*

Wie gesagt, ich war gerade siebzehn, als ich den Vater meines ersten Kindes kennen lernte. Naiv und unreif wie ich war, glaubte ich, er sei der Mann meiner Träume.

Ich fand ihn faszinierend mit seinen dunklen Augen und seinem südländischen Charme.

Da er ein Südländer war, waren die Bedenken seitens meiner Familie und meiner Freunde groß, doch niemand hätte mich davon abhalten können, diesen Mann lieben zu dürfen. Es war auch nicht seine Nationalität, denn jeder Mensch hat seinen eigenen Charak-

ter. Die Mentalität, die Erziehung, das sind Fakten, die mich hätten vorsichtiger sein lassen sollen. So etwas kann nur in wenigen Fällen gut gehen.

Als er wieder in seine Heimat gefahren war, machte ich mich mit achtzehn Jahren auf den Weg zu ihm. Ich wollte meiner großen Liebe nahe sein. Wir hatten wahrlich schöne Zeiten und es war nicht alles schlecht.

Doch wieder daheim in Deutschland wurde ich eines Besseren belehrt. Die Schattenseiten einer solchen Beziehung holten mich schnell wieder ein. Es blieb natürlich nicht aus, dass ich schwanger wurde. Obwohl ich mich darüber freute, geschah es am Ende der Schwangerschaft, dass ich durch nicht so schöne Umstände alleine blieb.

Vielleicht wäre er an meiner Seite gewesen, doch es waren Dinge geschehen, die ich hier nicht erzählen möchte. Jedenfalls waren diese Geschichten justiziabler Natur, so dass wir beide nicht die Möglichkeit hatten, zueinander zu finden. Das alles machte mich sehr traurig und mutlos. Ich bekam mein erstes Kind und ich war wieder einmal alleine.

Im Nachhinein war es gut so, denn es hätte auch alles schlimmer kommen können.

Mein Sohn kam zur Welt und die Geburt war nicht so schlimm, wie ich sie mir ausgemalt hatte. Einzig, dass ich alleine war, machte mir zu schaffen!

Doch ich hatte einen wunderschönen Sohn geboren. Ich nannte ihn Faris. Als er in meinen Armen lag und ich seine winzigen Fingerchen sah, da wurde mir bewusst: »Du bist nun Mama!«

Es machte mich glücklich und traurig zugleich, denn der Vater meines Kindes konnte nicht bei uns sein.

Das Wochenbett brachte mir einige Tränen, die alle als normal ansahen. Jeder weiß, dass es die Hormone sind, die nach der Geburt verrückt spielen können. Doch ich wusste, dass es das nicht alleine war.